Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1931

68 (21.3.1931) Die Welt der Frau

Visual Library

Die Welt der Frau

Der Lebenstag der proletarischen Frau

Aus dem proletarischen Schrifttum zusammengestellt zum Tag des Buches 1931

Schwangeres Mädchen

Ernst Toller

I.

Du schreitest wunderbar in mittaglicher Stunde,
um deine Brüste rauscht der reife Wind,
ein Lichtbach über deinen Nacken rinnt,
der Sommer blüht auf deinem Munde!

Du bist ein Kelch der gnadenreichen
Empfängnis liebestrunkener Nacht,
du bist von Lerchenliedern überdacht,
und deine Last ist köstlich ohnegleichen.

II.

Wer wird die Hand dir halten am verheißnen Tag,
da sich dein Leib aufbäumt in roten Bränden?
Ich seh dein Auge, das vom roten Wort erschrack,
ich seh die Nächte irren auf den tauben Wänden?
ich seh die Wärterin, die ohne Scham
das heimatlose Kind von deinen Brüsten nahm.

(Aus: Ernst Toller, Verbrüderung, Dichtungen, Arbeiterjugendverlag, Berlin.)

So ist die Jugend .....

Marie war in diesen Tagen sechs Jahre alt geworden. Die Mutter war eine Woche vorher niedergekommen. Und der Vater war, wie Marie später klarzumachen versuchte, boshafter- oder vielleicht auch nur gleichgültigerweise fast täglich in dieser Zeit der Aufregung und Sorgen außer Hause gewesen und hatte das Geld, das man zu Hause dringend wie das liebe Brot brauchte, in die Dorfkneipe getragen.

Von dort kam er wieder maßlos betrunken und tierisch gröhlend. Schwankte in die Stube und wollte Essen: „Schweinernes mit Kraut! Wie für den Herrn!" Saß am Tisch und hämmerte mit den Fäusten auf die Platte: „Ei ja! Warum soll ichs nicht haben wie der Herr! Schweinernes mit Kraut! Und Aepfelchen hinterher!" Die Stube schwieg boshaft und reizte ihn, daß er stiernackig weiterschrie.

„Hol der Satan euch alle, wenn ichs nicht krieg! Bin ich der Herr hier? Oder bin ich nicht der Herr? Ei ja, Herr bin ich hier!" Saß so und brüllte, lachte kindisch, gröhlte und schlug mit der geballten Faust in den Teller mit Kumpst, daß das Kraut herumflog, die Scherben klirrten und seine Hand blutete. Da erst schwieg er, sah das auf die Scherben tropfende Blut und lachte kichernd: „Ei, ei, feine Rubinchen! Rote Steinchen! Wie an der Herrin Ringchen!" und brüllte wieder auf: Schweinernes mit Kraut will ich! Wie der Herr! Wie der Herr!"

Das war Sturmsignal für die Mutter. Sie hatte keinen Pfennig im Hause. Sie mußte seit Tagen schon beim Krämer borgen. Und sie wußte, daß der Krämer nicht mehr lange auf Vorschuß geben würde. Er wollte Bargeld. Er drohte, sonst nichts mehr zu geben. Und da der Mann wolle Schweinernes, ein Essen wie für den Herrn.

Angriffsgeduckt stand die Mutter vor dem Vater. Ihre Augen stachen böse, so böse wie Marie es noch nie vorher gesehen hatte. Prasselnd brach es aus der Mutter heraus. Unterstützt vom undeutlich keifenden Großvater schimpfte sie auf den Betrunkenen ein und gab ihm fürchterliche Worte, daß Marie entsetzt die Händchen auf die Ohren drückte. Vater saß am Tisch und lachte dazu. Saß da und trommelte kindisch mit den Fäusten, trommelte und brüllte im Takt dazu immer wieder: „Schweinernes mit Kraut! Aepfelchen hinterher! So wie für den Herrn!" Als nun Großvater und Mutter, in ihrer Empörung fast sinnlos geworden, immer lauter und böser auf ihn einschrien, sprang er plötzlich auf, stand da mit blutunterlaufenen Augen, schwankte langsam hin und her, indes sich seine Augenbrauen drohend zusammenschoben und seine Augäpfel suchend rollten. Stand so und brüllte auf. Wie ein wütender Stier. und ergriff das Stocheisen vom Kachelofen und schlug zu.

Fast zugleich — Marie war angstverzerrt, die mageren Händchen immer noch auf die Ohrmuscheln gedrückt, in die Ofenecke zurückgewichen — spritzte grell Rotes auf und fiel die Mutter. Mit einem lauten und schnell erstickten Schrei. So wie ein Baum, den man mit einem Hieb fällt . . . Vater lachte noch einmal auf. Lallte weinerlich unerfüllt und nachtrauernd: „Schweinernes mit Kraut. Wie für den Herrn. Ei warum nicht?" stolperte, torkelte, schwankte durch die Stube und taumelte auf sein Bett, von dem aus das pfeifende Sägen seines nun befriedigt grunzenden Atems die Stube durchschnitt.

(Aus: Josef Maria Frank, Das Leben der Marie Szameitat, Bücherkreis, Berlin, geb. 4.80.)

Liebe und Ehe

Aus dem Nachbardorfe, aus einer Bergarbeiterfamilie stammend, war Lija seit Jahren in der Textilfabrik, wo die billige Frauenarbeit geschätzt wird, und wo die Strumpf- und Stoffwirkerinnen gegen ein paar Mark in der Woche dem Fabrikanten weit billigere Hilfskräfte sind als es Arbeiter wären.

Lija, und das war nun das Albert Fesselnde, das dieses zufällige Zusammentreffen zum Gemeinschaftserlebnis machte, war unter den Zwang ganz ähnlicher Umstände gestellt wie er selbst.

Auch sie war arbeitslos, auch sie hatte eben erst Klarheit bekommen darüber, daß sie die nächsten Wochen auf keine Unterstützung zu rechnen hatte, denn auch sie hatte, wie sie sich zunächst etwas peinlich von seiner dringlicheren Frage berührt, äußerte, wegen Konfliktes mit einem Meister die Arbeit hingeworfen, die Papiere verlangt, und war freiwillig aus der Fabrik gegangen.

So ein ganzes Stück in den Wald hinaus gelangend, hatte das gegenseitige Bekennen und die gemeinsame Anklage die beiden auch enger zusammengeführt.

Lija, dem ruhigeren Begleiter an Selbstverständlichkeit des Handelns und Entschlossenheit des Vollbringens weit überlegen, hatte ihn lange unter den Arm genommen, und er wiederum war zu einer ihm selbst wunderbar erscheinenden Wärme aufgetaut, als er vernommen hatte, daß wiederholte, zudringliche Ungebühr eines lüsternen Vorgesetzten das Mädchen aus der Arbeit getrieben hatte, ohne daß es ihr gelungen wäre, die Schuld des Meisters glaubhaft zu machen, dem ja stets eher geglaubt wird.

Auf der Spitze eines Hügels, tief unter ihnen wälzte sich die Schlange rußigen Dunstes über unzählige Essen und Feuerungsanlagen, die Halden gaben dem gewaltigen Talkessel voller Arbeit ein wildes, zerklüftetes Ansehen, drehte sie, seine Schulter umfassend, den immer noch Sprechenden herum, um durch den in der Dämmerung des Tages sich bietenden Blick dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Albert Kump wußte nicht viel von den Frauen. Wenn er einmal zu Tanze gewesen war — es ließ sich wohl an den Fingern abzählen, wie oft —, dann war es eigentlich nur nachgebend dem Gerede der Kameraden, die solche und ähnliche Lustbarkeiten nicht missen wollten.

Seine Welt war viel zu sehr die seiner Eltern, war ernst gewesen und hatte selbst im Worte nur selten an das Reich getastet, an dessen Schwelle er jetzt stand.

Daß er den Eingang fand, das machte wohl nicht nur die seltene Stimmung, in die seine Seele sich versetzt fühlte, das machte wohl auch nicht nur die glückhafte Geborgenheit, in der er, gleich und gleich empfindend, an ein anderes Herz anklingend, sich versunken wähnte, sondern auch die trunkenmachende Süße zweier Arme, die ihn ins Gras herabzogen, sein Blut weckten, so daß ihm alles Denken entfiel, und unter verwirrenden Gefühlen, die ihn überstürzten, erst taumelnd, dann selig hingegeben, ihm das Tor der Liebe erschlossen.

(Aus: Walther Victor, Einer von Vielen, Dietz, Berlin, kart. 1.40.)

Intermezzo

„Das typische Verhalten des Bürgers im Geschäftlichen, wo er mit erbarmungsloser Gewalt sich Ellbogenfreiheit schafft und mit allen Mitteln den Erfolg ertrotzt, findet sein Gegenstück im Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht . . . . Glück ist ihm die Summe der Genüsse, die er dem Leben abringt . . . . Er bezahlt bar! Damit entschlägt er sich aller Verantwortung für das, was er an dem Mädchen seelisch verwüstet. Die Frau, auch in ihrer höchsten Form, ist in der kapitalistischen Welt ein Eigentum, ein Besitz, ein Luxusgegenstand, eine Nippfigur für den Salon . . . . In scharfem Gegensatz dazu stelle ich mir ein proletarisches Liebesidyll mehr als eine Kameradschaft vor, **einen Zusammenschluß zweier Liebenden zur einer Kampfgemeinschaft gegen die Lebensnot.**"

(Aus: Ferdinand Madlinger, Der rote Hauslehrer, Dietz, Berlin, kart. 3.—.)

Der Mann spricht

Ich gehe in das Werk
wie ein Mensch —
und wenn die Schicht vorüber ist,
ich komme aus dem Werk
wie ein Mensch —
sehr müde —
schon: angerührt
von den farblosen Händen der Gase —
schon: hingehend
im giftigen Frühling der Gase—
schon: im Beginn des Sterbens —
ich gehe in das Werk
wie ein Mensch —
ich — man sagt dies sei Bestimmung —
wessen Hand führt mich gut?
aus dem Werk? —
(Genosse Tod? Genosse . . .
deine Hand leicht auf meine Stirn . . . .)
— ja — dies:
ich
komme aus dem Werk
tot im Krankenwagen.

(Aus: Walter Bauer, Kameraden zu euch spreche ich. Kaden u. Comp., Dresden, gebunden 3.—.)

Lebenskampf und Ende

Die Nonne fragte sich, ob sie auf ihrem heutigen Wege schon das größte Elend von Paris gesehen hätte. Jetzt wollte sie noch zu Frau Ruau gehen. Es war nicht weit dahin. Frau Ruau war eine Frau von fünfzig Jahren. Sie hatte der Schwester neulich gesagt: „Ich muß einmal mit Ihnen sprechen, wenn meine Tochter nicht dabei ist." Eines Tages bat Schwester Claire die Kleine, Arbeit auszutragen, und die Mutter vertraute sich ihr an:

„Ich leide an einer schrecklichen Krankheit. Mein Kind soll das aber niemals wissen. Sie würde mich verachten."

Sie zeigte der Schwester die linke Brust, die von einer Wunde so zerfressen war, daß man die Knochen sah.

„Es behindert mich sehr beim Arbeiten. Ich kann nur mit Mühe den Arm bewegen und nähen. Ich schlafe im Sitzen; lang legen kann ich mich nicht mehr."

Diese Frau verdiente ihren Unterhalt mit Wäschenähen. Jeder Nadelstich war für sie eine Tortur. Sie litt nicht nur wie andere Näherinnen mit den Augen, sondern mit dem ganzen, schmerzdurchtränkten Körper. Schwester Claire ließ schnell einen Arzt holen. Der sagte, die Frau hätte aus Scham furchtbare Qualen erduldet; sie hätte für Syphilis gehalten, was in Wirklichkeit ein Krebsgeschwür war. Der furchtbare Krebs wucherte üppig in diesem erbärmlich ernährten Fleisch. Zur Operation war es zu spät. Weil diese Aermste sich schämte, ihr Leiden einzugestehen, mußte sie früher sterben.

Schwester Claire besuchte die Märtyrerin mehrmals. Heute kam sie nur bis an die Wohnung der Portierfrau. Die sagte ihr: „Frau Ruau ist vor einer Woche gestorben. Viel war nicht von ihr übrig geblieben. Ihre Krankheit hatte sie ganz aufgefressen. Ihre Tochter ist bei einer Tante in Nummer 14. Die wird sich schon durchbeißen. Sie näht feine Wäsche. Für ein Kind ist es immer das Beste, wenn es tut, was die Eltern taten. Das lernt man rascher. Das sage ich auch meinem Jungen. Vater arbeitet auf Futterale. Kennen Sie die Firma Marescat, Schwester?"

Die Pförtnerin wollte noch gern weiter aus ihrem Leben erzählen; sie begleitete die Nonne deshalb bis auf die Straße und überschüttete sie mit einem Schwall von Worten.

Schwester Claire war tief betrübt, daß sie die Sterbende nicht mehr hatte trösten können. Gab es ein schrecklicheres Los als das dieser Arbeiterin?

(Aus: Pierre Hamp, Flachs, Roman aus dem Französischen, Bücherkreis, Berlin, Leinen geb. 4.80.)

Die proletarische Frau und das Buch

Zum Tag des Buches am 22. März

Von Paula Kurgaß

Motto: „Wissen und verändern!"
Alfred Döblin.

Wenn der alte Eckermann die Wahrheit geschrieben hat, so hat Goethe einmal bei Gelegenheit Urteilsfähigkeit und Geschmack der Frau in der Literatur mit dem Sprüchlein charakterisiert:

„Wie Kuchen und Kirschen behagen
Muß man Kinder und Sperlinge fragen."

Die weitverbreitete Neigung, Kuchen und Kirschen in Kunst und Literatur vornehmlich für den Genuß der Frauen zu produzieren und bereitzuhalten, kann sich also zur Not auf die Klassiker berufen, wozu zu sagen ist, daß nach dem nämlichen Eckermann zu urteilen, Goethe gesprächsweise sich auch ganz anders zum Thema geäußert hat. Wir wollen nicht hochmütig sagen, daß es nur das Bürgertum ist, das gern die Literatur für Mädchen und Frauen mit rosa Schleifchen versieht. Es gibt eine Haltung Kunst und Literatur gegenüber, die vom sozialistischen Gesichtspunkt aus als bürgerlich gekennzeichnet wird, die sich aber leider in unseren eigenen Reihen auch da findet, wo man das Verhältnis der Gesellschaft zur Kunst und seine Wechselwirkung noch nicht nach unseren Erkenntnismethoden geklärt hat. Der Standpunkt des Spießbürgers, daß Kunst zur Erheiterung und Erholung der Menschen da ist, daß Bücher geschrieben werden sollten, damit die Menschen darin ihren Alltag vergessen oder ihr Dasein in der Weise vor sich selbst bestätigt erhalten, die ihren Wunschträumen entspricht, ist eben auch bei uns noch nicht klaren Erkenntnissen von der gesellschaftlichen Bedingtheit der Kunst, des Schrifttums, gewichen. Diese Klärung zu erreichen ist Aufgabe sozialistischer Bildung. Der Tag des Buches, der in diesem Jahr dem Thema „Frau und Buch" gewidmet ist, soll uns dazu bewußt aufrufen und mahnen!

Die bürgerliche Illusion von der politischen Neutralität der Kunst, von ihrer allgemeinen gültigen menschlichen Bedeutung über Zeit und Klassenlage hinaus, von ihrem höheren Zweck und ihrem geheiligten Dasein im gesellschaftslosen Raum erhält in diesem Jahr noch ihre besondere Färbung durch eine bürgerliche Haltung in der Einschätzung der Frau und ihrer gesellschaftlichen Stellung, die auf einer Linie liegt mit den übrigen Gedankengängen des bürgerlichen Bewußtseins. Zunächst gibt es eine besondere weibliche Einstellung zum Buche, von der Natur der Frau hergeleitet, nicht. Die gesellschaftlichen Umstände, die der Frau ihre Sonderstellung im sozialen Leben gegeben haben, die ihre Erziehung bestimmten und ihre Entwicklung beeinflußten, haben ihre Haltung zum Buch natürlich mitgeformt, sie haben das Buch entstehen lassen, das als besondere Frauenunterhaltungslektüre von geschäftstüchtigen Verlegern herausgebracht wird. Noch immer bezeichnen Geschäftsreklame und landläufige Meinung den gefühlvollen Roman, die romantische Erzählung die heroischen Liebesgeschichte als „so recht für die Frauen" geeignet. Verlage für Bibliophilen bringen „zierliche" Geschichten in niedlichen Einbänden, elegant, in Seide mit Goldschnitt, als Damenausgabe heraus. Längst ist die Zeit über diese Liebhabereien hinweggegangen, längst ist ein starkes Bedürfnis der Frauen nach sachlicher, wertvoller, wahrhaftiger Literatur vorhanden, das sich Befriedigung sucht, längst ist die Frau darauf angewiesen, wissenschaftliche, sachliche, politische Literatur zu ihrer beruflichen und gesellschaftlichen Befähigung zu benutzen. Längst ist sie selbst schöpferisch daran beteiligt.

Die Widerlegung des altüberkommenen Standpunktes, daß es einen besonderen weiblichen Geschmack, ein besonders geprägtes weibliches Bedürfnis nach dieser oder jener Art der Dichtung und Schreibart gäbe, und der diese als aus der Natur der Frau stammend ein für allemal als gegeben hinnimmt, die Widerlegung dieses Standpunktes kann nur gelingen in Verbindung mit der Widerlegung des bürgerlichen Standpunktes von der gesellschaftlichen Unabhängigkeit der Dichtung und der absoluten Anderartigkeit der Frau überhaupt. Wer die Stellung der Frau im sozialen Sein und das Gesicht der Literatur eingespannt und unlöslich verbunden sieht mit dem Strom der gesellschaftlichen Entwicklung, der sieht auch das Verhältnis der Frau zum Buch, den Wert des Buches für die Frau im Lichte der gleichen Gesetzmäßigkeit gesellschaftlicher Vorgänge. Kein besseres Beispiel für die politische Bedeutung der Literatur, für ihre gewaltige Aufgabe, die Geister zu wecken und zu erfassen, zu aktivieren, — keine bessere Entgegnung auf die bürgerliche Phraseologie von der allgemein menschlichen Erhebung durch erhabene — über alle Parteien erhabene — Dichtung, als die Literatur des zur Klasse erwachenden Bürgertums im achtzehnten Jahrhundert. Hier hat eine Gesellschaftsklasse mit ihren revolutionären Anschauungen die gesamte Literatur durchtränkt, Idee und Ausdrucksmittel standen geschlossen im Dienste dieser unerhörten geistigen Umwälzung, die in der Ergreifung der politischen Macht durch das Bürgertum ihre gesellschaftliche Wirkung manifestierte. Wohlan! Wo stehen wir — die Arbeiterklasse — heute? Es gilt die Eroberung und Aktivierung des menschlichen Geistes mit allen Mitteln des Geistes! Es gilt die Eroberung des Buches und seine Anwendung auf die bewußte Förderung der gesellschaftlichen Entwicklung in einer bestimmten Richtung, in der sozialistischen Richtung. Es gilt die Frau dafür zu gewinnen, die Frau zu befähigen, das Buch als geistige Waffe zu erkennen und zu gebrauchen.

Anläßlich des Tages des Buches wenden sich Führerinnen der bürgerlichen Frauenbewegung und ihnen nahestehende Schriftstellerinnen, durchdrungen von der hohen Aufgabe der Frau als Mittlerin zwischen Buch und Volk", in einem Aufruf an die geistigen Kräfte der Nation. Für uns sind weder die geistigen Kräfte der Nation noch der Begriff Volk so selbstverständlich gegeben, da wir die Gesellschaft — also auch unsere Nation und „das Volk" — nicht als eine solidarische Einheit sehen, für die es ein einheitliches, über alle Klassen und Gesellschaftszustände hinweg gültiges Kulturideal gäbe, sondern als eine in Klassen gespaltene und von Klassenkämpfen erfüllte geschichtliche Erscheinung. Was wollen wir denn mit dem Tag des Buches für die Frau? Es gibt im Proletariat weite Kreise von Frauen, die kein Verhältnis zu Büchern irgendwelcher Art haben. Ihr Lesebedürfnis befriedigt der Zufall. Zeit- und Geldmangel, Raummangel zu ungestörter Lektüre vernichten früh den natürlichen Wunsch der proletarischen Frau, teilzuhaben an dem, was an Leben in den Büchern vorhanden ist, an Genuß und Spannung, an Erklärung der Umwelt und Erweiterung des Gesichtskreises. Diesen breiten Schichten von Frauen, die vom Buch und seinem Wert noch nicht erreicht wurden, stehen die Kreise der proletarischen Frauenbewegung gegenüber, die ohne Bücher als geistige Waffe im Kampfe für ihre Klasse, die ohne das Buch als Lehrmittel für die Erschließung und Erklärung der Umwelt nicht zu denken sind. Diesen Kreis gilt es zu erweitern und immer mehr proletarische Frauen zum Gebrauch des Buches zu erziehen. Es ist der Frau unserer Zeit, die bewußt an ihrer eigenen Entwicklung und darüber hinaus an der geistigen Entwicklung ihrer Familie, ihrer Kinder, ja der gesamten sozialen Entwicklung arbeiten will, nicht mehr möglich, ohne Bücher auszukommen. Ist es doch häufig erst ein Buch, das ihr klar macht, daß es weder eine einheitliche Gesellschaft gibt, noch eine einheitliche neutrale und allgemein gültige Literatur, nicht einmal eine gesellschaftliche unabhängige Wissenschaft. Sind aber die Einrichtungen der Gesellschaft bestimmten gesellschaftlichen Gesetzen unterworfen, so also auch das Buch, das zu ihrer Unterhaltung und zu ihrer Teilnahme an menschlichen Begebenheiten geschrieben wurde. Nicht der Stoff, den das Buch behandelt, entscheidet darüber, ob sie zu ihm in ein Verhältnis tritt, das sie anregt und bereichert, sondern das Bewußtsein, aus dem heraus es geschrieben wurde. Die gesellschaftliche Wirklichkeit, ihre Probleme und ihre Erklärung, nicht ihre Verschleierung und ihre Idealisierung zugunsten einer Illusion, als lebten alle Menschen, alle Frauen, unabhängig ihrer sozialen Möglichkeiten, auf der gleichen Ebene, entscheiden, es entscheidet die Stellungnahme des Verfassers zu den Fragen der Zeit, der Gesellschaft. Die geistige Umwälzung, die auf Grund dieser Erkenntnisse in Literatur und Ausdrucksmitteln sich Bahn gebrochen hat und lebt und wächst, ist vergleichbar jener großen Umgestaltung des Geistes, die das achtzehnte Jahrhundert hervorrief — sie ist ihre Fortführung und wird ihre Vollendung. Es gilt die Schar der Frauen zu vermehren, die lebendigen Anteil an dieser Wandlung der geistigen Haltung nehmen wollen und müssen. Die Literatur, die solcher bewußten geistigen Einstellung entspricht, ist da. Von der wissenschaftlich grundlegenden Behandlung und Untersuchung gesellschaftlicher Zustände bis zum kleinen Chanson, das wir von irgendeiner unserer Wanderkabaretts der Jugend hören.